Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 11

Artikel: Cosima Wagner und die Schweiz
Autor: Beidler, Franz W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759025

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Cosima Wagner und die Schweiz

Von Franz W. Beidler

Das Bülowsche Ehepärchen wird bei Richard Wagner schon lang erwartet. Wenn ich etwa gnädigst zugezogen werde zu diesen Episödchen des Zukunftskultus, so werde ich ehrlich Ihr Lob der Cosima zu bestätigen trachten." Das gab Gottfried Keller einer Freundin aus seiner Berliner Zeit zur Antwort, als sie ihm — es war im August 1857 — ankündigte, Franz Liszts jüngere Tochter Cosima verheirate sich dieser Tage mit dem jungen Klavierspieler Hans von Bülow, und als Ziel der Hochzeitsreise sei ein längerer Besuch bei Wagner in Zürich ausersehen. Einige Wochen darauf machte Keller denn auch sein Versprechen wahr und trug jener Freundin auf: „Grüssen Sie doch von mir die zierlichen Bülowsleute! Ihr Lob der Cosima hat sich glänzend bewährt, und diese vortreffliche und eigentümliche junge Frau hat mir so wohl und ungeteilt gefallen, wie seit langer Zeit kein Frauenzimmer. Man muss ihr wirklich alles Gute wünschen, und möge sie bleiben, wie sie ist, in der renommistisch verschrobenen heutigen Welt!"

Wie Cosima ihrerseits damals über den Dichter dachte, der ihr so uneingeschränkt huldigte, kann aus verschiedenen brieflichen Aeusserungen geschlossen werden, die erhalten geblieben sind. Da schreibt sie einmal, sie habe Berthold Auerbach kennengelernt, den zu dieser Zeit besonders erfolgreichen Novellisten, aber Gottfried Keller — oder wie sie sich ausdrückt: l'original butor de Keller — sei ihr doch viel lieber. Und ein andermal berichtet sie Georg Herwegh, mit dem sie von ihrer Mutter her befreundet war, eine Novelle von Keller sei soeben in einer französischen Zeitschrift erschienen, sie verliere aber durch die Uebersetzung so viel von ihrem Reiz, dass die Leser wohl kaum einen Begriff gewinnen könnten „de la nature du talent de notre lourdaud de Suisse". Den überlegenen und etwas gönnerhaften Ton, in den sich ihre Anerkennung kleidet, darf man bis zu einem gewissen Grade den Jahren der jungen Pariserin zugute halten: sie war kaum zwanzig, als sie dies schrieb. Dennoch liegt in den Worten „butor" und „lourdaud", die beide etwas Unbeholfenes, Schwerfälliges, Eckiges, Ungeschliffenes bezeich-

nen, der Schlüssel zu einer Einstellung gegenüber den Schweizern, die sich nie gewandelt hat und wohl auch nicht wandeln konnte, weil von der Erziehung angefangen allzu viel entgegenstand.

Cosima war das Kind einer romantischen und an Stürmen reichen Liebe zwischen einer Frau aus hohem französischem Adel und einem Künstler, der seinerseits trotz seiner kleinbürgerlichen Abstammung an allen Höfen, in den Kreisen der europäischen Aristokratie und Diplomatie heimisch war. Aber die Verbindung der Eltern war illegitim, ertrotzt gegen Recht und Gesetz, und als sie sich wieder löste, trachtete der Vater darum erst recht danach, dass der Bohème-Einschlag der Herkunft im Leben der Tochter nicht weiterwirke. Cosima wie auch ihre beiden Geschwister Blandine und Daniel sollten den Eingang zur „grossen Welt" finden, gleich als seien sie legitim zu ihr gehörig; sie sollten sich nicht weniger gleichberechtigt und ebenbürtig in ihr bewegen können als ihre Mutter und ihr Vater. Auf dieses Ziel ging eine strenge französische Erziehung aus, in deren Obhut Cosima in Paris heranwuchs, eine Erziehung, die, von den Wert- und Ehrbegriffen des Adels bestimmt, ihre Masstäbe dem Salon der vornehmen Welt entnahm und letzten Endes überlegenes Auftreten, gewandte Beherrschung der gesellschaftlichen Formen in jeder Lebenslage über alles stellte. Schon darum allein hatte diese Erziehung eine souveräne Geringschätzung alles Bürgerlichen zur Folge, die bei Cosima zeitlebens nachgewirkt hat, wobei man freilich einräumen muss, dass eine Zeit, in der sich die bürgerliche Oberschicht in vielen Ländern immer weiter von den eigentlich bürgerlichen Traditionen entfernte, zunehmend mit dem Adel verschmolz und sich dessen Lebensstil anzugleichen strebte, nicht dazu angetan war, die Ergebnisse dieser Erziehung in Frage zu stellen. In der Schweiz aber traf Cosima auf ein Land, in dem eben diese alten bürgerlichen Traditionen nicht nur ihren Wert behalten, sondern durch eine engere Verbindung zu bäuerlicher Lebensart einen patriarchalischen Grundzug bewahrt hatten. Von der Welt des vornehmen Salons zum Demokratischen und Volkstümlichen führt keine Brücke. So konnte es nicht ausbleiben, dass die Begegnung mit Schweizern in Cosima Empfindungen weckte, die sich bestenfalls in einem zwar freundlich, aber doch

ein wenig von oben herab anerkennenden Wort wie in jenem „lourdaud de Suisse" kundgaben. Das Schicksal wollte es, dass Cosima einen Schweizer zum Schwiegersohn bekam. Als dieser — es war der Vater des Autors — sich in das Bayreuther Hofzeremoniell nicht recht einfügte und vor allem den obligaten Handkuss verweigerte, da hiess es halb entschuldigend, halb vorwurfsvoll, daran zeige sich eben wieder einmal „die Schweizer Erziehung".

Wie wenig ihr im Grunde die Schweizer bedeuteten, lässt sich am besten an der Wagner-Biographie ihres Schwiegersohnes Houston Stewart Chamberlain erkennen. Chamberlain stellt nicht nur den geistigen Einfluss der schweizerischen Umwelt auf Wagner in Abrede, sondern er behandelt Wagners Schweizer Freunde lediglich als immerhin willkommene Geldgeber und geht sogar so weit zu behaupten: „Dass trotzdem allen diesen Freundschaften etwas Unbefriedigendes anhaftet, das findet seine Erklärung in dem sehr natürlichen Umstand, dass diese wackeren Helfer in der Not nicht das volle Bewusstsein davon hatten, wem sie halfen, und davon, dass ihre gute Tat gewissermassen eine Pflicht sei."[1]) Dass diese Darstellung Chamberlains den Tatsachen nicht entspricht, dürfte bekannt sein, insbesondere nachdem der erste Band von Max Fehrs Buch: „Richard Wagners Schweizer Zeit" vorliegt. Es genügt die Begründung anzuführen, mit der Wagner bereits im Jahre 1851 — also zu einer Zeit, wo von seiner Anerkennung in Deutschland noch in keiner Weise gesprochen werden kann — zum Ehrenmitglied der Schweizerischen Musikgesellschaft ernannt wurde. Sie lautet: „Wagner bereitet eine neue Periode der dramatischen Musik vor. Gelingt es ihm, die in seinen Schriften niedergelegte Theorie in seinen Werken allmählich ganz zu verkörpern, so ist er im Gebiet der Oper der Vollender der von Gluck begonnenen und von Mozart so grossartig verfolgten Bahn wahrhaft dramatischer Musik. Wagners Wahl bleibt eine Zierde unseres Festes; eine ganze Zukunft wird unser Diplom unterzeichnen." Die zweite Auflage der Biographie von Chamberlain erschien, nachdem er Cosimas Schwiegersohn geworden war. Darin ist an der Darstellung von Wagners Schweizer Freundschaften gegenüber

[1]) Houston Stewart Chamberlain: „Richard Wagner", 2. Aufl., München 1911 pag. 91 sq.

der ersten Auflage nicht nur nichts geändert, sie ist durch eine zusätzliche Anmerkung sogar noch bekräftigt. In anderen, ihr wichtig erscheinenden Fällen hat sich Cosima in recht temperamentvoller Weise zur Wehr gesetzt, wenn Chamberlain gegen ihre Auffassung von Wagners Leben oder Werk verstiess. Danach ist anzunehmen, dass sie mit den auf die Schweizer bezüglichen Stellen einverstanden war, umso mehr, als es ihrer ganzen Einstellung entspricht. Was für sie nicht zählte, durfte auch für Wagner nicht gezählt haben. Wir haben hier ein Beispiel für viele, dass die von Cosima geschaffene Wagner-Tradition stark von den historischen Tatsachen abweicht. Cosima vertrat die Auffassung, dass einzig Liszt Wagners Genie zur rechten Zeit erkannt habe und darum allein würdig sei, Wagners Freund genannt zu werden — und dass Liszts Tochter sie vertrat, ist menschlich immerhin zu begreifen.

Nein, wir können keinen Anspruch darauf erheben, Cosima habe sich mit Schweizerart verbunden gefühlt. Man könnte darin einen Beweis mehr sehen, dass die Umwelt den Menschen in der Regel stärker bestimmt als ererbte Blutstropfen. Denn von Mutterseite her hatte Cosima schweizerische Vorfahren. In ihrer Ahnenreihe erscheinen nicht weniger als drei bekannte schweizerische Familien: die Huguenin von Neuchâtel, die Guldimann von Solothurn und die Schaaf von Basel[2]). Cosimas Mutter, die Gräfin d'Agoult, war stolz auf ihre schweizerische Abstammung und nahm in den Dokumenten-Anhang zu ihren Lebenserinnerungen die Wiedereinbürgerungsurkunde ihrer Grossmutter Sophie-Elisabeth Huguenin in die Gemeinde Le Landeron (heute Landeron-Combes) des Kantons Neuchâtel im vollen Wortlaut auf. Das mochte damit zusammenhängen, dass sie sich immer mehr zur überzeugten und sogar radikalen Demokratin entwickelte und dementsprechend politisch und geistig zur Schweiz hingezogen fühlte. Anders Cosima. Im Gegensatz zur Gräfin d'Agoult blieb sie nicht nur im Auftreten, sondern auch in der Gesinnung eine „grande dame française" und betonte oft und gern, dass sie mütterlicherseits der Adelsfamilie

[2]) Louis Thévenaz: „Du sang neuchâtelois dans une descendance célèbre" in den „Nouvelles Etrennes Neuchâteloises pour 1933", pag. 78 sqq. sowie den Aufsatz über Marie d'Agoult von Charles Berthoud im „Musée Neuchâtelois", 16e année 1879, pag. 16 sqq.

Flavigny entstamme, deren Ursprung bis auf die Normannen zurückgehe. Gegenüber diesen hochadeligen Rittern und Waffenträgern fielen die schweizerischen Vorfahren für Cosima nicht eben sonderlich ins Gewicht. Sie waren zwar angesehene Patrizier und haben mit ihrem Reichtum dem Glanz des Namens Flavigny ein nicht zu verachtendes Fundament in der rauhen Wirklichkeit gegeben, aber sie waren doch „nur" friedliche Bürger.

Indessen, Wagner schnitt in Cosimas Augen bei jenem ersten Besuch in Zürich kaum besser ab als die Schweizer und sogar bedeutend schlechter als Gottfried Keller. Cosima hatte ihn zuvor nur während einiger Stunden in Paris gesehen, 1853, als sie sechzehn Jahre alt war. Sein Schaffen bewunderte sie rückhaltlos. In menschlicher Hinsicht jedoch gewann sie in Zürich keinen günstigen Eindruck von ihm. Das ist nicht überraschend. Von Wagners höchst unkonventionellem und ohne Umschweife auf andere Menschen eindringenden Wesen, besonders aber von seinem volkstümlich derben Humor fühlte sich Liszt trotz ihrer langen Freundschaft immer aufs neue befremdet. Wieviel mehr musste es seiner Tochter bei dem ersten längeren Zusammensein so ergehen! Den dokumentarischen Beweis für ihre Empfindungen besitzt die Oeffentlichkeit allerdings erst seit kurzer Zeit. Er ist in Cosimas Briefen an die gleichaltrige Prinzessin Marie Wittgenstein aus den Jahren 1857/58 enthalten, die der Schweizer Liszt-Forscher Robert Bory Ende 1936 publiziert hat.[3]) Man muss dabei berücksichtigen, dass Stimmung, Geschehnisse und Umstände während der Zeit ihres Besuches in Zürich — wenigstens für Cosima — nicht dazu angetan waren, Wagner in vorteilhafte Beleuchtung zu rücken. Sie geriet in die Spannungen hinein, von denen seine Freundschaft zu Mathilde Wesendonck begleitet war. Cosima betrachtete diese Beziehung kühl, ohne alle Poesie, mit erstaunlicher materialistischer Nüchternheit und nannte sie kurz und bündig: „Un amour né de l'ennui, de la vanité et du besoin d'argent." Dementsprechend äusserte sie sich recht spöttisch über eines jener „Episödchen des Zukunftskultus", zu dem Gottfried Keller zwar eingeladen war, aber nicht erscheinen mochte, weil er infolge eines kleinen Unfalls eine geschwollene Nase hatte. Es war eine musikalische Geburts-

[3]) In Robert Bory: „Liszt et ses enfants", Paris 1936.

tagsfeier im Hause Wesendonck, in deren Mittelpunkt eine von Wagner für Mathilde komponierte Serenade stand. Cosima meinte trocken, jetzt fehle nur noch ein „Nocturne" für Otto Wesendonck, und schloss ihren Bericht an die Prinzessin Wittgenstein, sie habe aus allem die Folgerung gezogen, dass Wagners bekannten Geldnöten nun wohl abgeholfen sei durch diese moderne Beatrice, die ihrem Dichter den Himmel der materiellen Behaglichkeit, „du luxe sans gêne", eröffne — den einzigen vielleicht, an den er glaube.....

Im Sommer darauf wiederholten Hans und Cosima von Bülow ihren Besuch in Zürich, weil Wagner den jüngeren Freund zur Arbeit brauchte. Aber im Gegensatz zum Vorjahr war die Stimmung, die sie vorfanden, sorgenbeschwert und bis zur Unheimlichkeit bedrückt; denn kurz zuvor war die tragische Wendung in Wagners Beziehungen zu Mathilde Wesendonck eingetreten. Im Begriff, sein „Asyl" zu verlassen, stand er erneut vor einer Zukunft ohne Heimstatt. Sei es dass sein Schicksal ihr Mitgefühl erweckte, sei es dass ihr eigenes Erleben den Panzer einer beinahe mädchenhaften Unberührbarkeit auflockerte, der sie bis dahin trotz ihrer Ehe umgeben hatte — jener harte Ton spöttelnder Geringschätzung trat in Cosimas Briefen nun nicht mehr hervor. Gerade um diese Zeit verlor sie vielmehr selbst ihr inneres Gleichgewicht und stürzte sich blindlings in ein wildes Abenteuer mit einem Jugendfreund ihres Mannes, das beinahe einen bösen Ausgang genommen hätte. Auf Wagner machte es grossen Eindruck, als er bald darauf erfuhr, was geschehen war, und man kann sagen, dass von diesem Augenblick an ein tieferes Interesse für die junge Frau in ihm erwachte. In einer — für Mathilde Wesendonck bestimmten! — Aufzeichnung von ihm heisst es darüber: „Alles hat mich peinlich gestimmt: ich fand kein rechtes Pathos. Doch überraschte mich Cosima am bedeutendsten: sie hatte damals etwas tief schwärmerisch Melancholisches. Den eigentlichen Vorgang in ihrem Innern kann ich begreifen. Hält sie aus (denn Hans, der gute, talentvolle, aber nicht eben bedeutende, bestimmende und erfüllende Mensch, kann ihr nicht genügen), so bin ich tief auf ihre weitere Entwicklung gespannt." —

Am Spätnachmittag des 4. April 1866 ging von Luzern ein Telegramm ab: „Baronin Bülow, München. Soeben Landhaus

besichtigt und fest ein Jahr gemietet. Sehr geeignet und vorteilhaft. Mut, Fleiss! Will." Wagner hatte es aufgegeben, und das Landhaus, von dem er berichtete, war Tribschen. Von seinen Gegnern aus München vertrieben, hatte er hier eine Zuflucht gefunden. Als Cosima bald darauf zu Besuch bei ihm eintraf und seit acht Jahren zum ersten Mal wieder Schweizer Boden betrat, da hatte sich inzwischen ihr Mitgefühl mit Wagners Schicksal und Wagners psychologisches Interesse für sie zu leidenschaftlicher Liebe gewandelt, zu einer Liebe, die sich über alle Abgründe hinweg Bahn brach. Die Gräfin d'Agoult hatte in Cosimas Ehe mit Bülow von Anfang an kein Glück gesehen und schon damals vorausgesagt, ihre Tochter werde eines Tages dem „Dämon in ihrem Innern" folgen und ihm alle äusseren Rücksichten opfern. Nun sollte sie recht behalten.

Aus dem einen Jahr, von dem jenes Telegramm Wagners sprach, wurden sechs Jahre — Jahre der Qual, der Selbstvorwürfe und inneren Zerrissenheit, zugleich aber Jahre höchsten Glückes und grosser Vorbereitung. Da es zunächst galt, allem Gerede zum Trotz den Schein zu wahren, pendelte Cosima in den ersten beiden Jahren unaufhörlich hin und her zwischen Tribschen und München, ihrem offiziellen Wohnsitz oder auch zwischen Tribschen und Basel, wohin sich ihr Mann zeitweise vor den persönlichen Angriffen einiger bayerischer Zeitungen geflüchtet hatte. Erst als alle ihre Bemühungen, Wagner wieder nach München zurückzubringen, an seinem Willen gescheitert waren, erst als es kein Mittel mehr gab, dem offenen Skandal standzuhalten, zu dem die Ehe- und Freundschaftstragödie längst geworden war, erst 1868 also fasste Cosima den Entschluss, der ihr bitter schwer fiel: sich endgültig zu entscheiden, ihren Mann zu verlassen, zu Wagner überzusiedeln, dem rauschenden Leben in Gesellschaft und Oeffentlichkeit zu entsagen und es zu vertauschen mit der Weltabgeschiedenheit des Landhauses am Ufer des Vierwaldstättersees.

In der ersten Zeit, als Cosima noch nicht dauernd um ihn war, schrieb ihr Wagner einmal über die Landschaft, und es klingt, als habe er sie zu schleuniger Wiederkehr verlocken wollen: „Heute Dienstag herrlicher Morgen — Markttag — Kahn auf Kahn, von Uri, Schwyz und Unterwalden zum Luzerner Markt. Ein wonnevoller Anblick, ganz unsäglich schön — auf

diesem Hintergrunde, auf diesem lieblich glatten Seeboden, wo jeder Kahn von einem strahlenden Silberkreise umwoben wird. Ein solcher Morgen ist nicht zu teuer mit einem beschwerlichen Wintermonat bezahlt. Nun verstehe ich meine Wahl und den Winter, dem ich entgegengehe: Walter hat ihn schon besungen, ‚am stillen Herd zur Winterszeit, wenn Hof und Haus mir eingeschneit', da will ich mich des Lenzesmorgen entsinnen, wie will ich den Winter hier lieben! Hast Du schon die Stare schnarren und schwatzen hören? Herrliche Kühe bedecken rings die Wiesen. Tag und Nacht hörst Du das Geläute. Dies Geläute ist schöner als alles Tönen, das ich kenne. Die Willkür des Klangwechsels, die herrlichen Glocken, der Stolz des Besitzers, sind von unbeschreiblichem Zauber. Ich gebe alle Glokken Roms dafür hin." Wieviel stärker Cosima für die Schweizer Landschaft empfänglich war als für deren Bewohner, mag eine Stelle aus ihrem Tagebuch zeigen, nach einem Spaziergang niedergeschrieben: „Nebel und Sonnenspiel lässt die gegenüberliegenden Ufer wie ein Traumbild erscheinen. Die Bäume, vom Reif bedeckt, begrüssen mich freundlich, der Pilatus mit einem goldenen Wolkenschein ist der erhabene König dieser Traumwelt. ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis', ertönt es mir, als ich auf der Höhe angelangt bin und um mich blicke." Und an König Ludwig II. schrieb sie von einem ihrer ersten Besuche auf Tribschen: „Es ist schön hier, mein teurer Freund. Der einfache, aber grosse Garten führt zum See, vor uns steht der Rigi in schwerfälliger Pracht, an der Seite der Pilatus wie ein gewaltiger Drache. Bei schönem Wetter ist es hier ganz berauschend, und als ich am ersten Morgen die Kleinen im Garten einrichtete und von oben die Meistersingerklänge zu mir drangen, dachte ich, mein Herz müsste vor Freude springen." In dieser „Traumwelt" geborgen, erlebte Cosima den Höhepunkt ihres Lebens als Frau, hier gebar sie Wagner eine zweite Tochter und schliesslich den Sohn und Erben, hier empfing sie die zarteste Huldigung, die je einer Frau dargebracht wurde: das „Siegfried-Idyll", den tönenden Ausdruck letzter Liebeserfüllung. Und hier wurde sie — am 25. August 1870 — auch vor der Welt Wagners Frau.

Wagner war eifrig bedacht, die grosse Ernte früheren Erlebens einzubringen, und mied jede Störung. Einzig Nietzsche, damals

noch sein Jünger und Cosimas glühender Bewunderer, ging auf Tribschen ein und aus. Auch Cosima suchte keinen gesellschaftlichen Verkehr und beschied sich mit losen nachbarlichen Beziehungen zu einem deutschen Grafenpaar. Als Wagners Schweizer Freund der ersten Stunde, der Winterthurer Stadtpräsident und Ständerat Johann Jakob Sulzer, dem Wagner nach seinem eigenen Bekenntnis in den fünfziger Jahren eine Klärung seiner politischen Ansichten verdankte, einmal auf Tribschen erscheint, notiert Cosima, davon wenig berührt, in ihr Tagebuch: „Am Nachmittag kam Sulzer, der bedeutete wohl für Richard eine Freude." Die Schweiz war wohl zum Schauplatz ausersehen, aber wenig mehr als die romantisch-idyllische Szenerie konnte sie beitragen zu dem denkwürdigen Geschehen jener Jahre — einem Geschehen, dessen Schwerpunkt — von Wagners Schaffen abgesehen — in Cosimas geistiger Entwicklung lag. Die Tribschener Einsamkeit war Vorbereitung. Vorbereitung zu neuem Eintritt in die Welt auf unvergleichlich höherer Stufe. Im täglichen engsten Kontakt mit dem fast fünfundzwanzig Jahre älteren Künstler, nicht abgelenkt durch Repräsentationspflichten wie später, empfing Cosima hier für allezeit ihre geistige Prägung. Zwar wurden weder ihre eigenwillige Persönlichkeit noch die Fundamente ihres von Wagner grundverschiedenen Welt- und Lebensgefühls dadurch erschüttert. Das zeigte sich schon zu Wagners Lebzeiten an dem äusseren Rahmen, den die scheinbare Verwirklichung seines Ideals in Bayreuth unter Cosimas mitbestimmendem Einfluss erhielt. Aber erst die geistige Prägung durch Wagner verlieh der „grande dame française" jenes künstlerische und ethische Format, das sie befähigte, nach seinem Tod als Vollstreckerin seines Werkwillens aufzutreten und für sich selbst einen Nachruhm zu erringen, wie er keines grossen Künstlers Witwe je beschieden gewesen ist.